



Die alten Erzgebirgsübergänge.

Von L. Ger-Augustsburg.

(2. Fortsetzung und Schluß.)

Der Hauptzugang zu dem Uebergange war von dem Knotenpunkte Zschopau aus

die Straße über Annaberg.

Von Preßnitz lief die Straße weiter über Raaden nach Saaz — und das ist im Zeitengange bis heute nicht viel anders geworden.

Das Bestehen der Uebergangsstraße läßt sich bis auf das Jahr 1296 zurückführen. Damals reiste König Wenzel II. von Böhmen über den Preßnitzer Paß, um mit dem deutschen König Adolf von Nassau im Kloster Grünhain zusammenzutreffen. 1367 zog Karl IV. an Preßnitz vorüber in das Vogtland und 1401 befahl ein Böhmenkönig, und wiederum war es ein Wenzel, daß die Straße von Saaz über Raaden nach Preßnitz und gen Meißen den anliegenden Städten und ihren Bewohnern „ewiglich“ als Verkehrsstraße dienen sollte.

Raaden, an der Eger gelegen, gehört zu den ältesten Städten Böhmens; es war vor den Hussitenkriegen ein Handelsort von großem Wohlstande. Zu Ende des 13. Jahrhunderts, als die deutschen Fürsten, die mit König Adolf unzufrieden waren, sich in Raaden zu einer Beratung versammelten, belebten den Preßnitzer Paß Pracht und Glanz. Prunkvolle Fürstenzüge hat damals das kleine Städtchen Preßnitz gesehen, dieses Preßnitz, das später, mit dem Aufkommen des Bergbaues zur freien Bergstadt aufrückte und nach dem Erlöschen des Bergsegens die Musikantenstadt wurde, die zahllose „Wiener Damenkapellen“ in die Welt geschickt hat.

Im Jahre 1534, als in Annaberg

ein großer Fürstentag tagte,

der wegen dringender, das römisch-deutsche Reich bedrohender Kriegsgefahr mit dem in Raaden weilenden Kaiser

Ferdinand verhandeln wollte, ging ein starker Botenverkehr über Preßnitz. Den Boten folgten bald die Fürsten; sie mußten sich nach Raaden begeben, denn auf Botenschaften reagierte Ferdinandus unbefriedigend.

Schredliche Zustände herrschten um Preßnitz im dreißigjährigen Kriege. Nach der Schlacht bei Lützen gingen auf dem Rückzuge kaiserliche Truppen über das Erzgebirge, und wiederum kamen die Kaiserlichen, als sie 1634 von Böhmen her erneut in Sachsen einbrachen. Dann wieder zog der Schwedengeneral Königsmark über Annaberg und Preßnitz nach Böhmen, und seinem Rückmarsche, der auch wieder über Preßnitz ging, folgte Banér, der nachher Chemnitz heimsuchte. Und mit Banér hatte Torstenson, der an Händen und Füßen gelähmte und trotzdem so unheimlich tätige Kriegsgewaltige, den Preßnitzer Paß als Uebergangsstelle gewählt.

Dem Zuge dieser Feldherren folgte aus Böhmen der General Wrangel und nach ihm erschienen kaiserliche und bayerische Truppen bei Preßnitz. Um das Jahr 1642 hatten sich die Schweden des Preßnitzer Ueberganges vollständig versichert und wüteten bald diesseits, bald jenseits des Gebirges. 1647 erfolgte für den dreißigjährigen Krieg und für Preßnitz die letzte Gebirgsübersteigung durch Kriegsvölker und noch einmal waren es die blau-gelben Heeresfahnen der Schweden, die den verwüsteten Flecken umflatterten.

Die Silberadern, die das Erzgebirge durchzogen, liefen von Freiberg auf Marienberg zu und nach Annaberg und Joachimstal. Seitlich sprang eine mächtige Ader bei Schneeberg auf. Bei Annaberg, am Böhlsberge und am Schredenberge, war der Bergsegens ungemein reich, aber auch um Schneeberg und bei St. Joachimstal wurde das



Bergmanns-Leuchter.

Eine Stiftung von Frau verw. Studentin Hager-Dresden, für das Erzgebirgsmuseum zu Annaberg. Der beschreibende Text zu dieser wertvollen Gabe befindet sich auf Seite 2 der vorliegenden Ausgabe.

(Photo: Otto Kuerswald-Annaberg.)

Berggeschrei fabelhaft laut. — Wo es erklang, wuchsen die Städte und es mußten Wege gebaut werden. Herzog Heinrich zu Sachsen ließ 1521 den

Weg von Annaberg über Oberwiesenthal nach Saint Joachimsthal

zu einer verkehrsfassenden, regelrechten Landstraße herrichten. Die Straße übersteigt das Gebirge in 1100 Meter Höhe. Die neue Straße hat von früheren Kriegsnöten nichts und von späteren wenig gespürt; nur der siebenjährige Krieg streifte sie, sonst lag sie friedlich.

Nach St. Joachimsthal, der silberberühmten Stadt, der Heimat des Talers, wies auch

der Rittersgrüner Paß,

der, von Schwarzenberg kommend, als ungepflegter Pfad schon im 12. Jahrhundert über das Gebirge in das Bistritztal und den böhmischen Sedlitzgau zielte. Als die an der Bistritz in einem engen, steilen Tale angelegte Stadt St. Joachimsthal um 1517 rasch aufblühte, wurde die Rittersgrüner Straße für den größeren Verkehr eingerichtet; sie stieg von Oberittersgrün über die heutigen Wegpunkte Goldenhöhe und Försterhäuler; ihr Gipfelpunkt lag 1020 Meter hoch. Heutigen Tags dient die Straße dem Verkehr zwischen Rittersgrün und Gottesgab. Natürlich haben die Schweden, die es auf die reiche Stadt Joachimsthal arg abgesehen hatten, auch die Rittersgrüner Straße schwer belästigt.

1813, im August, sah die Straße österreichische Truppen auf dem Vormarsch gegen Napoleon Bonaparte.

Am wichtigsten wurde von den westlich des Fichtelbergs ziehenden Uebergangsstrassen

die Straße, die von Schwarzenberg über den Gipfelpunkt Platten nach Lichtenstadt

und ins schöne Egerland hinabstieg. Ein Zuführungsweg erreichte diese alte Straße von Leipzig her über Altenburg, Zwidau und Klösterlein Zelle bei Schwarzenberg. Kaiser Friedrich I., Barbarossa, der oft in Altenburg residierte, ließ der Straße alle mögliche Pflege angedeihen, weil er sie vielmals bereifte, wenn er von Altenburg dem Egerlande, das ihm gehörte, zustrebte. Die Schutzburg Hartenstein mit ihren Vorwerken Stein und Isenburg und weiterhin die starke Burg Schwarzenberg behüteten die Egerländer Straße.

Ein hochgelegter, abförmiger Weg nach Lichtenstadt entstand ausgangs des 17. Jahrhunderts; er wurde eine

Poststraße, die von Leipzig über Zwidau, Schneeberg, Eibenstock, Johanngeorgenstadt, nach Platten

zog, wo sie auf 900 Meter Höhe kam. Von Platten lief sie bergab in den Egerbezirk; von Eibenstock schiedte sie über Wildenthal und Hirschenstand einen Seitenstrang nach Karlsbad. Alle diese Straßen bestehen noch, aber sie sind teilweise verlegt worden, sind, namentlich in Böhmen, längst unbedeutend geworden und in der neueren Zeit arg verkümmert. Kriegslärm ist über die Hochstraßen des westlichen Erzgebirges wohl auch gekommen, im ganzen gesehen aber war die Hauptstraße über die „Platte“ ein ruhiger, vielbefahrener großer Handelsweg in der langen Zeit vom 12. Jahrhundert bis in die Tage, wo die ersten sächsischen Eisenbahnen sich in den Erzgebirgstälern nach der böhmischen Grenze hin vorschoben. Nur in den Zeiten der Evangelischenverfolgung mag es um den Plattenberg herum großes Elend und schwere Bedrückung gegeben haben. Kaiser Ferdinand III. vergaß bei seinen Katholisierungsbemühungen auch die kleinen Orte nicht, die weltvergessen auf dem Rücken des Erzgebirges lagen. 1653 vertrieb der Kaiser den letzten Rest der Evangelischen aus Böhmen.

Der Wanderer unserer Tage trifft im sächsischen Erzgebirge zuweilen auf eine feste, übergraste Straße, die in grünen Kurven zwischen herrlichen Waldwänden dem Gebirgskamm zustrahlt. Geheimnisvolles Waldweben liegt über dem vereinsamten Wege. Der Wanderer geht auf einer der verlassensten Heerstraßen. Wird er sich in der heiligen Ruhe, die ihn umgibt, vorstellen können, daß einst unter Fuhrmannsruf und Peitschenknall Tausende von Wagenzügen auf dieser Straße einem Erzgebirgsübergange zufuhren oder von ihm herabkamen? Wird er daran denken, daß in vergangenen Jahrhunderten die Kriegsfurie immer und immer wieder über diesen jezt so unberührt liegenden Straßengrund tobte? Und daß die tapferen Altvordern alle Gräßlichkeiten, die das Kriegsrasen verübte, immer und immer wieder auszugleichen und zu vergessen suchten?

Wenn der Reisende sich solchen Vorstellungen hingeben kann, dann wird er im Weiterwandern dahinschreiten, als ob er durch einen Tempel ginge, und von der freien Kammerhöhe sinnenden Blickes auf den Zug der alten Straße zurückschauen. Heil dem Wanderer, dem nach solchem Sinnen neue starke Heimatliebe in die Seele zieht.

Bergmannsleuchter im Erzgebirgs-Museum zu Annaberg.

(Zum Titelbild unserer heutigen Ausgabe.)

Das Erzgebirgsmuseum in Annaberg ist wieder um eine Sehenswürdigkeit bereichert worden. Frau verw. Studienrat Hager, Dresden — eine geborene Elterleinerin — hat in ihrer Liebe zur erzgebirgischen Heimat einen Bergmannsleuchter gestiftet. Der Kunstschneider Ernst Kallstos (gest. in Dresden), der früher lange Zeit selbst Bergmann in Vangennau bei Freiberg war, hat ihm bekannte Typen aus dem Freiburger Bergbau in dem Leuchter festgehalten.

In früheren Zeiten erfolgte die Einfahrt in den Schacht an Strickseilen, in denen die Bergleute saßen. Sie hielten einen Arm frei heraus, um eine Fackel zu halten und damit zu leuchten.

Kallstos hat nun diese Begebenheit nachgebildet und in einer 70 Zentimeter hohen Leuchtergruppe verarbeitet. Sechs Bergleute fahren neben- und übereinander in den Schacht. Der Strick ist auch geschnitten, und der Leuchter roh gezeichnet. Das Bild (siehe 1. Seite) zeigt schon die kunstvolle Ausführung, die bei Betrachtung des Originals noch mehr ins Auge fällt.

Der Leuchter ist in der Abteilung für Volkskunst ausgestellt worden und wird den Besuchern des Museums zur Besichtigung empfohlen. So hat treuer Heimatsinn vermocht, wertvolles Kulturgut weiteren Kreisen zugänglich zu machen und der Zukunft zu erhalten.

A. Burfian, Museumsleiter.

„Ja, wenn Sie verheiratet sind . . .“

Roman von Alfred Carl. (Copyright by Carl Dunder-Verlag Berlin W 62.) Nachdruck verboten. 10

„Und trotzdem ist es schön!“ wiederholt er warm. In seinen Augen glänzt es auf.

Die kleine Dorrit Ihlenfeldt hat die Hände unter dem Kinn gefaltet und starrt ihn selbstvergessen an.

„Ich habe ja leider noch nicht viel von der Welt gesehen . . .“ sagt sie bedrückt.

Jetzt verändert sich sein Gesicht — unwillkürlich lacht er hell auf. „Das können Sie auch wirklich noch nicht verlangen!“

Plötzlich wirft sie sich in ihren Stuhl zurück und ruft mit blitzenden Augen: „Wissen Sie, was für einen Plan ich habe? Ich muß damit allerdings warten, bis ich einundzwanzig bin

— Papa erlaubt es vorher nicht. Dann lasse ich mir einen Tourenwagen bauen und gehe mit einer Filmkamera auf eine Weltreise! Quer durch die Sahara, durch China, über die Anden — überall will ich hin. Doch, das habe ich mir fest vorgenommen — und das mache ich auch, Herr Doktor, so wahr ich Dorrit Ihlenfeldt heiße!“

„Wirklich, gnädiges Fräulein? Ist das Ihr Ernst?“ fragt er erstaunt — ein wenig spöttisch, wie es ihr scheinen will.

„Trauen Sie mir das etwa nicht zu?“ fragt sie gekränkt und angriffs-lustig.

„Doch, das schon . . .“ erklärt er nach kurzem Zögern — er hat sie inzwischen prüfend betrachtet. „Sie hätten wohl das

Zeug dazu — ich verstehe Sie auch gut, ich habe diese Sehnsucht nach der Ferne an mir selbst erfahren. Man wollte mich erst zum Juristen machen — und ich wurde, was ich werden mußte. Aber gäbe es nicht noch andere Möglichkeiten für Sie, etwa . . .

„Nein!“ unterbricht sie fast heftig. „Nein — alles andere genügt mir nicht!“

Doktor Herder nicht vollkommen ernst. „Man soll seinen Kreis so weit schlagen, wie man selbst glaubt, ihn ausfüllen zu können — und Jugend darf dabei kein Hindernis sein. Im Gegenteil, sie fördert eher. Aber allein können Sie ein solches Wagnis nicht unternehmen.“

„Ich müßte mich natürlich mit jemand zusammentun. Es wird auch nicht leicht sein, den passenden Partner zu finden — so wie Sie müßte er ungefähr sein!“

„Wie, ich? Ich bitte Sie — dazu können Sie doch keinen Altertumsforscher brauchen, sondern nur einen Gegenwarts-menschen in jeder Beziehung.“

„Ihre Augen sind voller Widerspruch. „Wollen Sie etwa behaupten, Sie wären das nicht?“

„Also gut“, stimmt er lachend zu. „Ich wäre der passende Partner für Sie.“

Dorrit Ihlenfeldt entdeckt — zu ihrem größten, durchaus aufrichtigem Bedauern — daß der Doktor mit verstohlenem Blick seine Armbanduhr streift.

„Ich halte Sie hier auf“, sagt sie ehrlich erschrocken. „Sicher haben Sie morgen früh zu tun und müssen Ihre Gedanken beisammen haben.“

„Am neun, gnädiges Fräulein — also nicht allzufrüh. Morgen habe ich übrigens zufällig Vorlesung im Museum vor dem Pergamon-Altar.“

„Die höre ich mir auch an, Herr Doktor!“

Er lächelt leise. „Es ist eine Vorlesung für Studenten . . .“

„Man kann doch ins Museum gehen!“

„Es ist morgen geschlossen.“ Er hat eine Karte zur Hand genommen und wirft ein paar Zeilen darauf. „Aber geben Sie das beim Pförtner ab.“

Während er ihr die Karte reicht, beugt er sich über den Tisch. Für eine Sekunde tauchen ihre Blicke ineinander . . .

Dann steht Dorrit Ihlenfeldt unvermutet auf. Sie ist schon wieder sehr unzufrieden mit sich selbst — warum in aller Welt hat sie eben ein wenig rot werden müssen . . . ?

Pünktlichkeit ist nicht Dorrit Ihlenfeldts Stärke. Herders Vortrag hat schon begonnen, als sie sich auf den Zehenspitzen in den riesigen Saal stiehlt, der nichts anderes als den mächtigen Marmoraltaar enthält.

Im ersten Augenblick überwältigt sie der gewaltige Eindruck des Bauwerks, das man im Altertum zu den Weltwundern zählte. Sie braucht einige Zeit, bis sie mit vollem Bewußtsein die Gruppe der Studenten ins Auge fassen kann, die sich auf den untersten Stufen des Altars zusammendrängen. Es mögen etwa fünfzig junge Leute sein — sie entdeckt drei, vier helle Sommerkleider unter der Ueberzahl der schlichten Anzüge.

Herder selbst steht einige Stufen höher. Er grüßt zukommend hinüber, als er Dorrit ansichtig wird. Fünfzig Augenpaare fliegen zu ihr herum, wenden sich aber im nächsten Augenblick von neuem dem Sprecher zu.

Sie geht so nah an den Altar heran, daß sie über die Köpfe der Studenten hinweg noch freien Ausblick auf Herder hat. Niemand dreht sich mehr nach ihr um — voller Staunen steht Dorrit, daß diese fünfzig jungen Menschen einmütig mit Hingabe lauschen. Auch in den hintersten Reihen treiben sie keinen Ulk — nicht einmal leise Bemerkungen tauschen sie aus.

Herder spricht vollkommen frei. Dorrit, die ja zu spät kam und in eine für sie ganz neue Welt versetzt ist, findet sich erst allmählich hinein. Herder schildert in diesem Vortrag die Entdeckung des Altars, die mühevollen, sich über Jahrzehnte erstreckenden Arbeiten, die ihn Stück für Stück ans Tageslicht brachten.

Jetzt begreift Dorrit Ihlenfeldt erst voll, warum man diesen jungen Mann schon in jungen Jahren mit der selbständigen Leitung von Forschungen für einen langen Zeitraum betrauen will. Sparsam in den Gesten, einfach und klar in der Sprache, versteht er es doch, fünfzig verschiedene Charaktere und Temperamente zu einer Einheit zu verschmelzen. So eindringlich erweckt er eine seit zweitausend Jahren versunkene Welt zum Leben, daß hundert Augen über eine Stunde wie gebannt an ihm hängen.

Nur zuerst ist Dorrit überhaupt imstande, diese Wirkung auf die jungen Leute vor ihr zu verfolgen — in den ersten zehn Minuten nach ihrem Eintritt, in denen sie wach bleiben muß und sich nicht versenken darf, wenn sie in diesen fremden Bereich eindringen will.

Dann sieht sie die Studenten nicht mehr — ist fortgetragen aus dem Saal wie sie, und erlebt es mit, wie man das marmorne Wunderwerk dort vor ihr dem Schoß der Erde allmählich entriß. Wie man in unendlicher Arbeit von neuem aufbaute, was eine begnadete Zeit vor zweitausend Jahren zu schaffen wußte.

Und genau wie das halbe Hundert verzauberter junger Menschen vor ihr löst sie sich erst allmählich aus ihrer Versunkenheit, als die Stimme des Sprechers oben auf den Stufen schon verklungen ist . . .

Jetzt will sie unwillkürlich vorstürzen, die Treppe hinauf — aber die Studenten umschließen Herder so dicht, daß sie nicht zu ihm vordringen kann.

Enttäuscht, mit gesenktem Kopf bleibt sie stehen — und plötzlich dreht sie sich um und hastet aus dem Saal. Was wußte sie auch zu sagen außer ein paar alltäglichen Worten des Dankes — sie ist ja mit dieser erhabenen Welt so wenig vertraut . . .

Vor dem Eingang zum Museum, als sie gerade ihren Wagen ausschließen will, wirft sie plötzlich den Kopf in den Nacken.

„Dummes Mädel!“ ruft sie laut . . . geht dann unschlüssig wieder ein paar Schritte auf den Eingang zu . . .

Aber dann steigt sie doch ein und fährt davon.

Als sie die Linden mit ihrer Verkehrsregelung hinter sich hat und in den Tiergarten kommt, gibt sie Vollgas und holt auf der breiten Chaussee aus dem Wagen heraus, was er hergeben will . . .

Recht so, Frisch!

Ueber Luk's Schreibtisch in Karlshorst hängt ein Kalender. Das oberste der dünnen Papierblättchen zeigt mitteilungslos an, daß in sechs Tagen der „Große Preis“ gelaufen wird . . .

Im Stall steht „Sonnenkönig“ topfit, aller Borausicht nach nicht zu schlagen — und zu guter Letzt muß man ihn vielleicht zu Hause lassen! Wird Lee bei der Stange bleiben — oder fällt er ihnen tatsächlich in den Rücken. Es ist einfach nichts herauszukriegen aus dem verstockten Burschen . . .

Und warum hat der Konsul vorgestern nicht wieder angerufen und seitdem nichts von sich hören lassen . . . ?

Den Kalender umrahmen Photos von Ihlenfeldtschen Sie-aern. Auf vielen von ihnen ist Lee im Sattel — in einem Duzend Exemplaren hat Luk das verschlossene, finstere Gesicht des Jockeys vor sich.

Nacht dieser Kerl denn nie? Läßt man sich mit dieser Grabesmiene auf siegreichen Säulen knipfen?

In einem plötzlichen Wutanfall reißt Luk zwei Bilder von der Wand und schleudert sie zu Boden. Das dünne Glas zer-splittert in hundert Scherben.

In diesem Augenblick öffnet sich die Tür. Der Konsul Bollmar Ihlenfeldt tritt ein.

Rot wie ein ertappter Schulschlingel fährt Luk empor, blüht sich dann hastig — zu grünen vergiftet er — und sammelt sorgfältig auf, was von den Bildern übrig ist.

Lächelnd wirft der alte Herr die Ueberreste in den Papierkorb. „Damit ist uns leider auch nicht geholfen, Herr Ott — schon gut, ist ja weiter nicht schlimm. Ich wollte eigentlich gestern kommen, aber es ging dann nicht. Den Lee will ich mir gleich einmal vornehmen — lassen Sie ihn doch bitte rufen.“

Luk geht zur Tür und schickt eins der jungen Mädchen nach den Ställen. „Was machen wir nun eigentlich, Herr Konsul?“ fragt er dann kleinlaut.

Ihlenfeldt zuckt die Achseln. „Machen können wir so gut wie gar nichts. Parlamentieren müssen wir, so sehr es mir gegen den Strich geht. Setzen wir uns erst mal hin.“

Der Jockei tritt ein. Die überraschende Gegenwart des Konsuls läßt ihn seine phlegmatische Ungezogenheit denn doch vergessen. Er grüßt anständig und setzt sich auch nicht unaufgefordert. Ihlenfeldt läßt ihn ruhig stehen.

„Was ist hier los, Lee? Sie wollen im „Großen Preis“ nicht reiten?“

„Ich werde reiten im nächsten Jahr für Lord Montagu in England. Am Sonntag ist der „Liverpool Cup“, und Lord Montagu wird vielleicht mit „Black Horse“ gewinnen können.

Aber es werden starten dreißig Pferde, und es gibt keine guten Jockeys mehr. Deshalb soll ich reiten.“

Ihlenfeldt bemerkt, daß Luk schwer an sich hält, und nickt ihm beschwichtigend zu.

„Sie sind nur bis zum Ende der Saison kontraktlich verpflichtet, Lee! Ich würde Sie auf diese Geschichte hin ohne weiteres aus Ihrem Vertrag lassen — aber ich bekomme zum Sonntag auch keinen passenden Ersatz mehr für Sie. Im „Großen Preis“ rechnet man mit achtzehn bis zwanzig Startern — wen soll ich an Ihrer Stelle auf „Sonnenkönig“ setzen? Ich hätte Ihnen mehr sportlichen Ehrgeiz zugetraut. Der Sieg im „Liverpool Cup“ ist ungewiß — der „Große Preis“ kann Ihnen kaum entgehen. Ich verstehe das einfach nicht!“

„Ich habe mit Lord Montagu einen Vertrag für drei Jahre“, ist die einzige Entgegnung des Engländers. Er scheint diese Erklärung für vollkommen ausreichend zu halten.

Ihlenfeldt hat eine ähnliche Antwort erwartet. Ganz Karlshorst kennt die Einstellung des geizigen Sonderlings. Er reitet für Geld, es ist sein Geschäft — alles andere interessiert ihn nicht.

„Es ist Ihnen doch klar, daß Ihnen die Lizenz für alle deutschen Bahnen auf Lebenszeit entzogen wird.“

„Ich war jetzt fünf Jahre in Deutschland und werde nicht mehr reiten hier.“

„Im „Großen Preis“ werden Sie reiten!“ entgegnet Ihlenfeldt scharf. Auch seine Geduld scheint jetzt zu Ende zu gehen.

„Ich will gern, wenn Lord Montagu nichts dagegen hat. Wenn ich kann, Herr Konsul, möchte ich Sie nicht in Verlegenheit bringen. Es wäre gut, wenn Sie mit dem Lord verhandeln würden.“

„Wir haben hier gar nichts zu verhandeln!“ ruft Luk empört dazwischen.

„Gestatten Sie, Herr Ott! Schön, Lee, ich setze mich mit dem Lord in Verbindung. Ich halte ihn für einen anständigen Sportsmann und kann mir nicht denken, daß er seine Hand zu dieser unfairen Geschichte bietet. Sie können jetzt gehen, Lee!“

„Herr Konsul, das ist ein Skandal!“ fährt Luk auf, als sich die Tür hinter dem Jockey geschlossen hat. „Wenden Sie sich tatsächlich an den Lord?“

Ihlenfeldt sieht seinen jungen Vertreter einen Augenblick lächelnd an. „Es ist eine Unverschämtheit, Herr Ott. Aber können Sie mir einen anderen Rat geben? Möchten Sie „Sonnenkönig“ zu Hause lassen?“

„Dann werde ich ihn reiten! Und Herr Lee fliegt raus! Ich habe ja noch Lizenz für alle Bahnen. Und den „Großen Preis“ habe ich schon einmal gewonnen.“

„Das war vor drei Jahren. In so langer Zeit verlernt man viel.“

„Ein paar Tage habe ich noch zum Training!“

„Sonnenkönig ist unser schwierigstes Pferd, lieber Herr Ott. Sie sind drei Jahre heraus — mit einem so nervösen Gaul, den Sie gar nicht kennen, kommen Sie bestimmt nicht weit. Sie haben zwanzig Burschen gegen sich, die bald jeden Tag reiten und mit allen Wassern gewaschen sind. Sie meinen es gewiß gut, und beim Turf ist sicher vieles möglich — aber da sehe ich gar keine Chance. Und ein Pferd, das klar zum Sieg steht, mag ich nicht hinterherlaufen lassen. Es hilft nichts, ich muß mit diesem Lord verhandeln, so sehr es mir gegen den Strich geht, und obgleich ich mir wenig davon verspreche. Sonst muß ich mich mit dem Gedanken vertraut machen, „Sonnenkönig“ zu streichen.“

Der Konsul ruft die Stenotypistin herein und diktiert ein paar Zeilen an den englischen Rennstallbesitzer. Lord Montagu würde ihn verbinden, wenn er am anderen Tag gegen fünf Uhr seinen Anruf erwarten würde.

„Durch Flugpost, bitte. Die Adresse finden Sie im englischen Rennalmanach.“

Luk' Miene zeigt eine Mischung von Aerger, Enttäuschung und Ratlosigkeit.

„Sie werden sich schon wieder daran gewöhnen, lieber Herr Ott, daß man auf der Rennbahn von tausend Zufällen abhängig ist. Wurstigkeit, was auch kommen mag — sonst soll man die Finger davon lassen. Vielleicht gewinnen wir dann im nächsten Jahr den „Großen Preis“.“

Ihlenfeldt hat den Brief eben unterschrieben, als es klopft. Der Trainer Budig tritt mit dem Lehrling ein, der „Sonnenkönig“ zu betreuen hat.

„Eine böse Geschichte, Herr Konsul“, sagt er ernst.

„So? Was gibts denn, Herr Budig?“

„Dann erzähl mal, Friß!“ fordert der Trainer den Jungen auf.

Der Lehrling, ein Kerlchen von vielleicht sechzehn Jahren, dreht verlegen seine riesige karierte Mütze in der Hand. Erst auf eine freundliche Aufforderung Ihlenfeldts beginnt er unbeholfen und stotternd zu berichten.

„Ich war gestern Abend hier in Karlshorst in einem Lokal. Da habe ich einen fremden Herrn kennen gelernt. Er hat sich den ganzen Abend mit mir unterhalten. Er hat mich dauernd eingeladen, und ich mußte immerfort trinken . . .“

Der Junge bleibt stecken und dreht die Mütze noch schneller. „Sprich ruhig weiter, Friß“, redet ihm Ihlenfeldt zu.

„Er glaubte dann wohl, ich wäre betrunken — aber das war ich nicht, Herr Konsul. Ich wußte noch ganz genau, was los war.“ Jetzt schüttelt der junge Mensch seine Befangenheit ab. „Dann fragte er mich plötzlich, ob ich mir ein Stück Geld verdienen wollte. Ich brauchte „Sonnenkönig“ am Sonntag nur ein Pulver ins Wasser zu schütten. Er würde morgens herauskommen und es mir bringen. Ich habe dem Gauner gehörig meine Meinung gesagt — und heute früh habe ich es gleich Herrn Budig erzählt.“ (Fortsetzung folgt)

Der größte Schwindel.

„Die Gegenwart ist gänzlich querverkehrt!
Einst in der guten, alten Väterzeit,
Zurück so drei, vierhundert Jahre weit,
Da war das Leben noch des Lebens wert!
Ach, daß Vergangenheit rückkehren möchte!“
So knurrt und murrst der Gust schier Tag und Nächte.

Die gut'ge Traumfee stillt ihm Wunsch und Sehnen:
Kein Zug fährt ab, kein Auto prescht und brüllt,
Und keine Fernsprechklingel frechlings schrillt,
Gust kann gemächlich gähnen und sich dehnen.
„Sagt, ist das köstlich wie im Himmel nicht?
Nun will vergnügt ich auch den Magen laben,
Erdäpfelgößen, Satteln, möcht ich haben,
Du weißt, mein Fest und Leibgericht.“
„Kartoffeln sind noch gänzlich unbekannt,
Sind spät erst aus Amerika gekommen;

Mit grobem Brot wird noch vorlieb genommen,
Mit Gries und Brei und Suppen allerhand!“

Sein weißes Haupt Gust schüttelt wild und wirr,
Als ob ihm schlimmste Kränkung da geschähe:
„Tabak! Daß Pfeifenrauch ich schmeck und sehe,
Sonst werd ich noch an Zeit und Wahrheit irr!“
„Der Tabak ist noch gänzlich unbekannt,
Ist spät erst aus Amerika gekommen!“

Kaum hat der Gust dies Schreckenswort vernommen,
Wacht auf, springt hoch er und schreit mutentbrannt:
„Bloß niederträcht'ger Schwindel ist es, Gette,
Der größte Schwindel, den es je gegeben!
Wie könnt ein Mensch auch nur drei Tage leben,
Wenn er Kartoffeln nicht und Tabak hätte!“

P. Schulze.

Aktueller Zeitbilder-Dienst

Zum 100. Todestag Friedrich Koenigs, des Erfinders der Schnellpresse, am 17. Januar.

Die technische Entwicklung der Schnellpresse haben wir bereits in den wesentlichsten Zügen in der Jubiläums-Ausgabe des T. A. W. zum 125jährigen Bestehen behandelt. Unser heutiger Artikel gibt einige weitere, sehr interessante Einzelheiten.



Friedrich Koenig,
der Erfinder der Schnellpresse.

Am 17. Januar dieses Jahres jährt sich zum hundertsten Male der Todestag eines Mannes, dem die Menschheit neben Gutenberg an erster Stelle die Möglichkeit verdankt, Gedanken und Ideen über Raum und Zeit hinweg in wohlfeilster Weise zu verbreiten und zu erhalten. Am 17. Jan. 1833 starb zu Oberzell bei Würzburg Friedrich Koenig, der Erfinder der modernen Schnellpresse. Bis um die Wende des 19. Jahrhunderts war die Drucktechnik maschinell im wesentlichen

auf der Stufe stehen geblieben, auf die sie durch Gutenberg gebracht worden war: man arbeitete mit Handpressen, in die jeder einzelne zu bedruckende Bogen von der Hand einzeln eingelegt werden mußte und bei der man auch die Druckform mit der Hand einfärben mußte.

Diese Handpresse war der Ausgangspunkt der Erfindungen Koenigs, der am 17. April 1774 in Eisleben geboren war und nach dem Gymnasialbesuch von 1790 bis 1794 die Buchdruckerkunst erlernt hatte. Koenig hatte sich nach beendeter Lehrzeit theoretisch und praktisch weiter in seinem Fache ausgebildet und 1802 mit einem Freunde eine Buchhandlung und Buchdruckerei gegründet. Nach kurzem Aufenthalt in Mainz und Würzburg beginnt er in Suhl mit dem Bau einer Buchdruckpresse, die nach dem System der seitherigen Handpresse konstruiert war, aber eine Vorrichtung zum mechanischen Auftrag der Farbe auf die Druckform enthielt.

1804 hatte er diese Maschine fertiggestellt und suchte nun nach einem Geldgeber, der ihm den fabrikmäßigen Bau der Maschine ermöglichen sollte. Seine Bemühungen blieben jedoch vergeblich, da wegen des Fehlens eines geordneten Patentwesens keine Erfindung zur Reife und wirtschaftlichen Durchführung gelangen konnte. Überall abgewiesen, wandte er sich 1806 nach England, das damals bereits über eine geregelte Patentgesetzgebung verfügte. Er fand zunächst in London Beschäftigung in seinem Beruf als Buchdrucker und konnte auch bald Verbindungen anknüpfen, die ihn der Ausführung seiner erfinderischen Ideen näher brachten. 1810 wurde ihm ein englisches Patent auf eine mechanisch angetriebene Druckpresse erteilt und 1811 wurde auf der ersten nach diesem Patent gebauten Tiegeldruck-Schnellpresse der Bogen H des neuen Jahresregisters der „Principal Occurrences“ für das Jahr 1810 in einer Auflage von 3000 gedruckt.

Erst eine weitere, 1811 patentierte und 1812 vollendete neue Maschine brachte die endgültige Abkehr von dem Prinzip der Handpresse und den Übergang zum Prinzip der heutigen Schnellpresse, indem an die Stelle des ebenen Preßdeckels der Zylinder trat, der sich — mit dem zu bedruckenden Bogen versehen — auf der unter ihm hin und her laufenden, mechanisch eingefärbten ebenen Druckform abwälzt, dabei den Abdruck aufnehmend. Bei der Vollendung dieser Maschine, die Koenig zusammen mit seinem Landsmann Bauer, den er in England kennen gelernt hatte und mit dem ihn eine innige Berufs- und Lebensfreundschaft verband, konstruiert hatte,

konnte er den Triumph erleben, daß der Besitzer der englischen Zeitung „The Times“, der bis dahin jede Beteiligung an Koenigs Unternehmen abgelehnt hatte, ihm sogleich zwei Doppelmaschinen in Auftrag gab. Diese Maschinen wurden 1814 vollendet und Ende dieses Jahres wurden auf ihnen die ersten Nummern der „Times“ gedruckt.

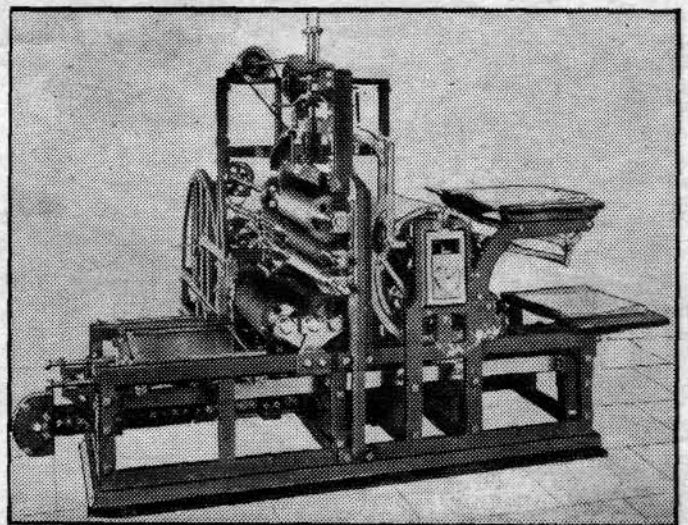
Leider war es Koenig nicht vergönnt, den materiellen Erfolg seiner Arbeiten ganz für sich auszuschöpfen; sein Teilhaber Bensley, mit dem er schon 1807 einen Vertrag zur Ausführung und Finanzierung seiner Erfindungen geschlossen hatte, betrog ihn, auf seinen Vertrag gestützt, der ihm leider die Möglichkeit hierzu bot, größtenteils um die Früchte seiner Erfindung.

Koenig wandte sich enttäuscht wieder seiner Heimat zu und kaufte im Jahre 1817 das Kloster Oberzell bei Würzburg, um hier eine Maschinenfabrik für den Bau seiner Schnellpressen einzurichten. Die Schwierigkeiten, die sich dabei vor ihm auftürmten, waren wohl die bedeutendsten, die er in seinem Leben zu bewältigen hatte. Es fehlte vor allem an geeigneten Arbeitern. Englische Arbeiter, die er mitgebracht hatte, vermochten nicht, sich in Deutschland einzubürgern und wandten ihm den Rücken. Die deutschen Berufsarbeiter waren durch die Fesseln der Zünfte beengt und zeigten keinerlei Willen, sich in die neuen Verhältnisse einzuarbeiten. Koenig hat später geäußert, daß er es bei einer Vorahnung dieser Verhältnisse niemals gewagt hätte, in Deutschland eine Maschinenfabrik zu gründen.

Mit ungebeugter Energie ging er daran, in dieser Zeit, die er als die sorgenvollste seines Lebens bezeichnete, aus der bäuerlichen Bevölkerung Maschinenbauer, Gießer und Aufsteller zu machen, eine Leistung, die wohl neben seinen Erfindungen als die bedeutendste seines Lebens zu bezeichnen ist. Fünf Jahr dauerte es, bis die ersten Maschinen geliefert werden konnten, und gar oft drohte während der Zeit ihrer Erbauung alles mühsam Erarbeitete zusammenzubrechen, so daß die geistigen und pekuniären Kräfte ständig aufs äußerste angespannt waren. Durch eine großzügige Hilfe des Staates Bayern konnten die Hemmnisse schließlich überwunden werden.

Gleich die ersten Maschinen waren ein voller Erfolg, und bald kamen weitere Bestellungen des In- und Auslandes, besonders aus Frankreich, die der jungen Druckmaschinenfabrik rege Beschäftigung brachten. Um eine laufende Einnahmequelle zur Verfügung zu haben, legte Koenig eine Papierfabrik an. Gegen Anfang der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts traten Absatzschwierigkeiten ein, die Koenig mit aller Energie überwinden konnte. Allerdings hatten die ungeheuren Schwierigkeiten und Hemmnisse seinen Körper so mitgenommen, daß er im Jahre 1833 einem Schlaganfall erlag. Sein Freund Bauer und seine Nachkommen haben jedoch in rastloser Weiterarbeit die von ihm geschaffene Fabrik in ständiger Erweiterung und vervollkommnung auf vollster technischer Höhe zu halten vermocht.

Heinz Geibel.



Friedrich Koenigs erste Zylinder-Schnellpresse.

Ostpreußen-Ausstellung in Berlin.

Eine Berliner Ausstellung „Ostpreußen, was es leidet, was es leistet“ zeigt in eindrucksvollen Bildern, Statistiken und Modellen die große Not, unter der das Grenzland im Nordosten des Reiches seit dem Versailler Vertrag zu leiden hat. Daneben wird auch geschildert, wie viel dieses Nährland für das gesamte Reich bedeutet. Reichspräsident v. Hindenburg, der im Weltkrieg Ostpreußen vor dem Russeneinfall rettete, besuchte jetzt die Ausstellung. Unser Bild zeigt ihn bei Betrachtung des Modells einer

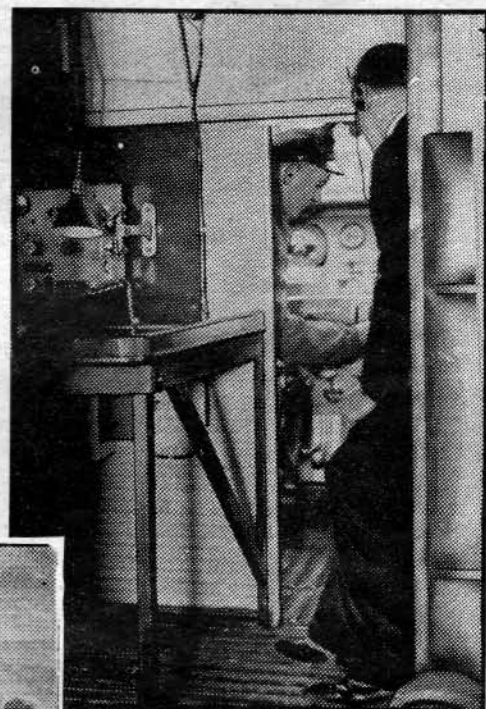


Nur 100 Meter von dem ausgemachten Platz entfernt, landet das mit der Peilstation in Verbindung stehende Flugzeug.

Danziger Rogge um 1600, das in 3jähriger Arbeit aus ostpreußischem Bernstein zusammengefeßt wurde.

Flieger lernen Blindfliegen.

Auf dem Flugplatz in Berlin-Tempelhof finden jetzt Lehrgänge für Piloten im Blindfliegen statt. Die neuesten Apparate ermöglichen Start und Landung selbst im dichtesten Nebel dadurch, daß der

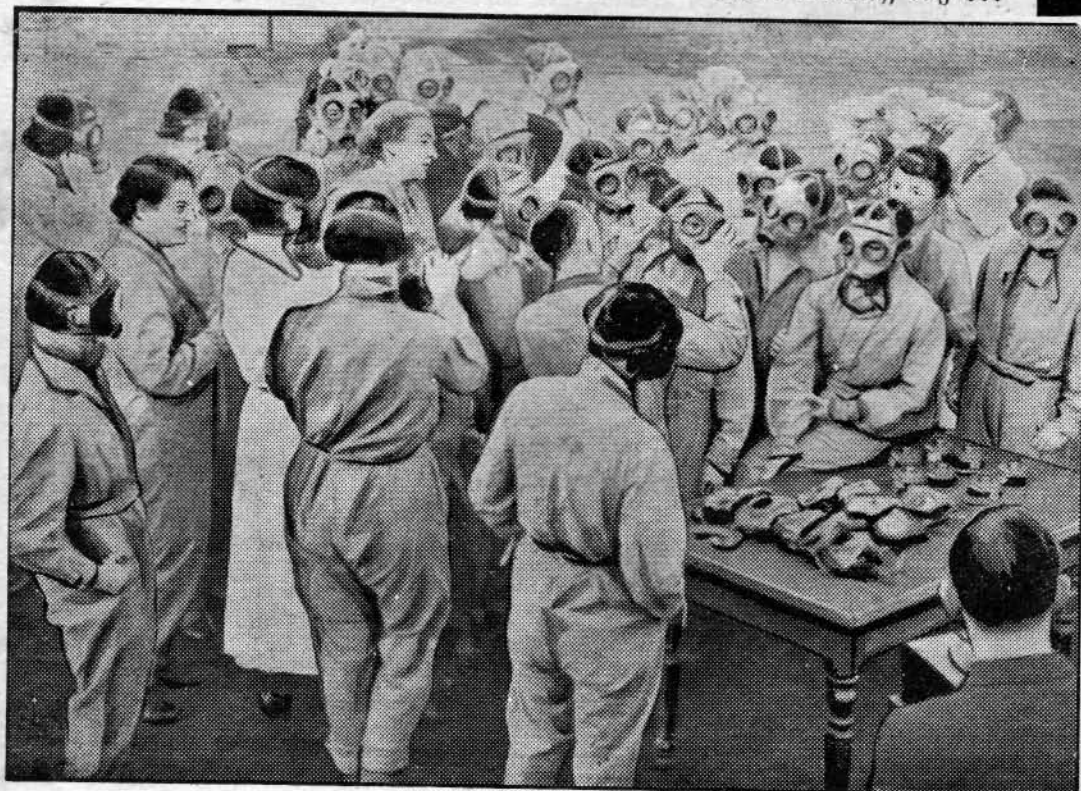


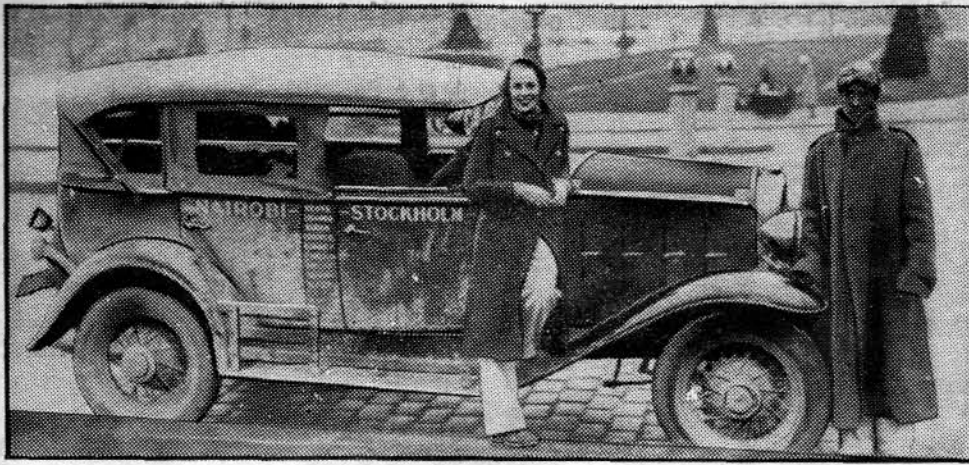
Der Bordjunker gibt die Anweisung der Peilstation dem Piloten weiter.

Pilot mit der auf der Erde befindlichen Peilstation dauernd in Verbindung steht und Anweisungen über Richtung, Flughöhe usw. erteilt.

Der erste Gasschuß-Lehrgang für Frauen.

In Berlin begann ein Frauenkursus für Gasschußfragen, der vom Deutschen Luftsportverband in Zusammenarbeit mit dem Reichsverband deutscher Hausfrauenvereine durchgeführt wird.



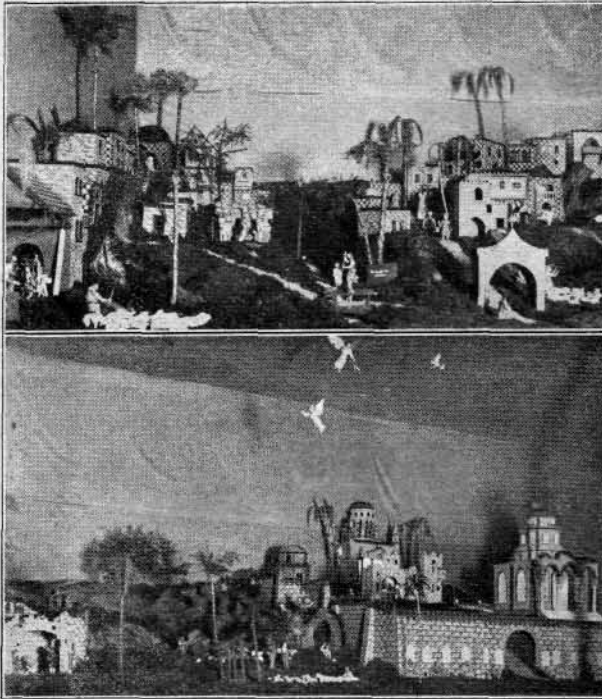


Mit Auto und Neger durch die Sahara.

Die Schwedin Eva Dicksen

vor ihrem Wagen, mit dem sie auf Grund einer Wette eine abenteuerliche Durchquerung der Wüste Sahara ausführte. Auf der 27tägigen Reise war sie nur von dem schwarzen Diener begleitet, der auf unserem Bilde rechts zu sehen ist.

Bilder aus dem Obererzgebirge. Weihnachtsberg-, Pyramiden- und Leuchter-Ausstellung in Geyer.

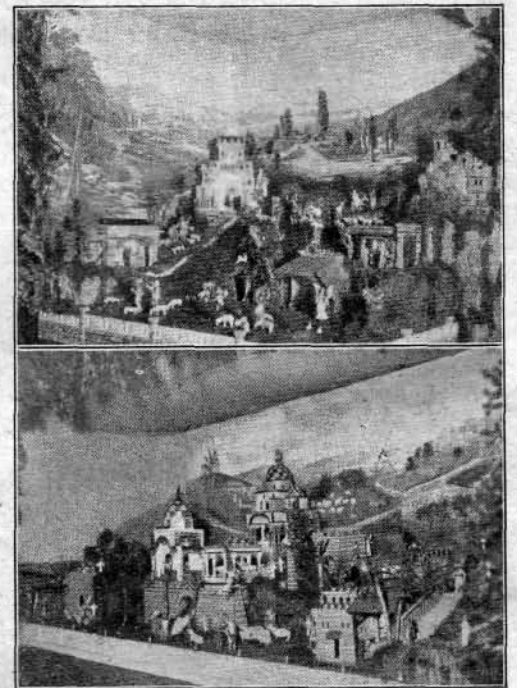


Teilansichten
des 40 □m großen mechanischen Vereinsberges.

Das Charakteristikum der Nachweihnachtszeit sind für unser Obererzgebirge die Schnitzausstellungen. Sie rühren all das herrliche Weihnachtsgut heraus aus der Häuslichkeit und machen es durch übersichtlich angeordnete Ausstellungen der Allgemeinheit zugänglich, die ihr großes Interesse stets durch zahlreichen Besuch dieser Veranstaltungen bekundet. Die zünftigen Schnitzer fahren von Ort zu Ort, um sich vom Stand ihrer Kunst in anderen Bezirken zu überzeugen, um zu lernen und um Kritik zu üben.

Der Schnitz- und Krippenverein Geyer, der sich unteren Lesern bereits in der Weihnachtsausgabe des Z. G. S. 1932 in Wort und Bild vorstellte, trat am 7. Januar mit seiner 4. großen Weihnachtschau, die er bis zum 23. Januar offen hält, im Saale des Hotels Sappircher Hof auf den Plan. Uneren ausführlichen Bericht in Z. A. W.-Nr. 7 ergänzen wir heute durch eine reichhaltige Bilderchau.

Von der 40 □m großen, mechanischen Vereinsstruppe ge-



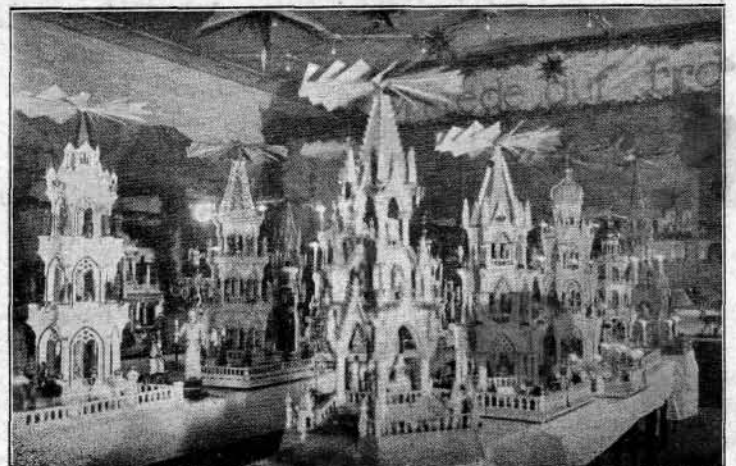
Oben: Weihnachtsberg von Arth. Reuter, Geyer,
unten von Emil Lang, Geyer.

ben wir zwei markante Bildausschnitte. Wir sehen oben links die Zimmermannswerkstatt Josephs, von der aus in verschiedenen Stationen die Jesus- und Weihnachtsgeschichte darstellerisch ausgeht.

Wie richtungweisend das Werk der Vereinsstruppe im Laute der vierjährigen Bauzeit wurde, zeigen die beiden Krippen Geyerischer Schnitzer, deren Landschaftsbild für die im Verein vertretene Auffassung Zeugnis ablegt.

Die große Zahl der Pyramiden, die unser letztes Bild zeigt, gibt einen Anhalt von der Reichhaltigkeit der Geyerischen Ausstellung, die in ihrer Vielheitigkeit und Mannigfaltigkeit einen unerhöplichen Stoff zum Beschauen bietet, immer wieder zu vergleichenden Betrachtungen anregt und nachhaltige Eindrücke vermittelt. Die große Liebe zur Heimat und der bewundernswerte Fleiß der Geyerischen Schnitzer haben in den in die Ausstellung zusammengerafften Kunstwerken eine Tat vollbracht, die voll gewürdigt zu werden verdient.

(Sämtliche Aufnahmen: Photo-Knaut, Geyer.)



Aufmarsch der Pyramiden.



Ein origineller Mildenauer Weihnachtsberg

wird in der am 15. Januar beginnenden Ausstellung des Schnitz- und Krippenvereins „Glück auf“, Mildenau, gezeigt. Arno Brückner geht hier grundfänglich einmal andere Wege und nahm sich eine Wildfütterung als Vorwurf für den von ihm geschaffenen Weihnachtsberg. Die edle Haltung des Wildes in seinen verschiedenen Stellungen stellt dem Schöpfer des originellen Kunstwerkes das beste Zeugnis für seine Schnitzfertigkeit aus. (Photo: A. Hiemann-Mildenau.)

Dachstuhlbrand der neuen Schule in Schleiftau.

In den frühen Morgenstunden des vergangenen Sonntags brach im Dachstuhl der 1890 erbauten Schule Feuer aus, das sehr rasch um sich griff. Dem tatkräftigen Eingreifen der Wehren von Schleiftau, unterstützt von der Scheibenerger Wehr, ist es zu danken, daß das

24 Meter lange und 10 Meter breite Gebäude erhalten blieb. Der Dachstuhl war allerdings nicht zu retten. Nach der sofort eingeleiteten Untersuchung wird vorsätzliche Brandstiftung vermutet. Auf die Ermittlung des Brandstifters ist eine Belohnung ausgeschrieben worden. (T. H. W. Photodienst.)

Ein Opfer des Glatteises

wurde am 7. Januar auf der Staatsstraße Ehrenfriederisdorf—Geyer ein auswärtiger Möbelkraftwagen, der unweit des Gasthauses „Morgensonne“ infolge der plötzlich aufgetretenen Glätte ins Rutschen kam, seitlich einen Baum anfuhr und dann mit dem Kühler gegen einen anderen Baum rannte, der glücklicher Weise stand hielt und ein größeres Unglück verhütete. (T. H. W. Photodienst.)



Im Schmuck des goldenen Reifes.

August Schulz und Frau Marie geb. Bitterlich, Crottendorf, Crazahler Straße 185F.

konnten am 2. Weihnachtsfeiertag in voller geistiger und körperlicher Frische das Fest der goldenen Hochzeit feiern. Dem Jubelpaar sind 4 Kinder, 25 Enkelkinder und 1 Urenkel beschieden. Schulz ist 55 Jahre Mitglied der Crottendorfer Freiw. Feuerwehr, 50 Jahre Mitglied des Militärvereins I und ca. 40 Jahre Mitglied der Freischützenkompanie. Möge dem Jubelpaar noch ein langer, gemeinsamer und friedevoller Lebensabend beschieden sein.

50 Jahre aktiver Sänger.

Gustav Meyer, Frohnau,

Ehrenmitglied und Fahnenführer im MGV. „Sachsentreu“ Frohnau wurde am 7. Januar durch den Vorsitzenden des Obererzgeb. Sängerbundes, Lehrer Mitte-Buchholz, die goldene Sängerbundesnadel und die höchste Auszeichnung des Deutschen Sängerbundes, der Ehrenbrief, mit ehrenden Worten überreicht, nachdem Vereinsvorsitzender A. Sonntag dem Jubilar für seine Treue gedankt hatte. Wir beglückwünschen diesen Getreuen des deutschen Männergesanges herzlichst und wünschen, daß es ihm noch recht viele Jahre vergönnt sein möge, die Sängerideale zu pflegen.

